

# **Rund um das Kriegsende 1945**

**Gesprächsrunde Lunz am See  
zum Thema  
„Rund um das Kriegsende 1945“**

<b>1. ZUR ENTSTEHUNG DES TEXTES</b> .....	3
<b>2. EINBLENDUNGEN IN DAS GESPRÄCH</b> .....	3
Josef EIGNER, geb. 1915 in Lunz am See (NÖ).....	3
Rosa FUCHS, geb. 1914 in Lunz am See (NÖ), gest. 2002 .....	4
Franziska GRASER, geb. 1905 in Mariazell (Stmk), gest. 1999.....	4
Rosa GRUBER, geb. 1922 in Lunz am See (NÖ) .....	4
Friederika JANECEK, geb. 1922 in Lunz am See (NÖ) .....	4
Margarete KÄFER, geb.1929 in Altlenzbach (NÖ) .....	5
Antonia RITZINGER, geb. 1912 in Lunz am See (NÖ), gest. 2004 .....	5
Anna STÖCKL, geb. 1918 in Gallzein (T), gest. 2003.....	5
Berta WANKER, geb. 1932 in Lunz am See (NÖ) .....	5
<b>3. PERSÖNLICH VERFASSTE SCHRIFTLICHE SCHILDERUNGEN</b> .....	6
Gisela BUDER, geb. 1924 in Lackenhof am Ötscher (NÖ) .....	6
Theresia BUDER, geb. 1920 in Feichsen, Purgstall an der Erlauf (NÖ).....	7
Cilli EIGNER, geb. 1915 in Winzendorf bei Pöllau (Stmk).....	8
Aloisia FRAISS, geb. 1923 in Lunz am See (NÖ) .....	8
Ludwig FÜRNEWEGER, geb. 1922 in Lunz am See (NÖ), gest. 2000.....	9
Johanna JAGERSBERGER, geb. 1912 in Göstling an der Ybbs (NÖ), gest. 2005 .....	11
Alois KÄFER, geboren 1913 in Lunz am See (NÖ).....	12
Gertrude MENDER, geb. 1933 in Wien .....	13
Anna PFEFFER, geb. 1922 in St. Leonhard am Forst (NÖ).....	14
Antonia REINGRUBER, geb. 1920 in Göstling an der Ybbs (NÖ).....	15
DI Adalberta RUTTNER, geb. 1926 in Deutsch Knönitz bei Mißlitz (Mähren).....	15
Alfred ZETTEL, geb. 1914 in Lunz am See (NÖ), gest. 1998 .....	16
Berta ZETTEL, geb. 1921 in Göstling an der Ybbs (NÖ).....	17
Maria ZULEHNER, geb. 1911 in Lunz am See (NÖ), gest. 2005.....	18

## 1. ZUR ENTSTEHUNG DES TEXTES

Nach einer öffentlichen Ausschreibung in der Weihnachtsausgabe der Lunzer Gemeindenachrichten 1992 fanden – angeregt durch Frau DI Adalberta Ruttner - zwischen Jänner 1993 und April 1997 Gesprächsrunden in Lunz am See statt. Es meldeten sich so viele Interessierte, dass von weiteren Einladungen abgesehen wurde. Die TeilnehmerInnen kamen in selbst gewählten Abständen zusammen und legten auch gemeinsam die Themenschwerpunkte fest. Einer dieser Schwerpunkte war das Ende des Zweiten Weltkrieges – teils mündlich, teils schriftlich geschildert und dargelegt.

Die Moderation der Gespräche übernahm Frida Ritzinger. Wichtige Ergebnisse erschienen in Buchform unter dem Titel „... Damit es nicht verloren geht ...“<sup>1</sup>

Herausgeber: Gesprächsrunde Lunz am See,

Autorenteam: Frida Ritzinger und Dr. Herbert Krückel,

Verleger: Dorferneuerungsverein Lunz am See, 1997

Im Folgenden handelt es sich um einen Ausschnitt aus dem Buch (S. 94 - 111)<sup>2</sup>

## 2. EINBLENDUNGEN IN DAS GESPRÄCH

### **Josef EIGNER, geb. 1915 in Lunz am See (NÖ)**

.... Es war im März 1945. Ein Offizier und drei Mann sollten nachsehen, ob der Volkssturm Stellung bezogen hätte. Diese Gelegenheit wollten mein Kamerad und ich nützen, um uns aus dem Staub zu machen. Aber nach einem guten Kilometer machten wir schleunigst kehrt, weil wir an Amerikaner gerieten! Dabei durchschoss eine Maschinengewehrsalve meine beiden Beine. Ich wurde in ein amerikanisches Lazarett gebracht. Kurz darauf übernahmen die Russen dieses Lazarett. Die Amerikaner kamen aber zurück, um „ihre“ Verwundeten mitzunehmen. In einer Turnhalle der deutschen Stadt Herborn landete ich mit rund 200 Verwundeten. Wir wurden genügend gepflegt und bekamen Zigaretten. Die amerikanischen Ärzte haben gut verbunden, und ich lernte nach einiger Zeit, halbwegs mit Krücken zu gehen. Dann wurde ich in die Küche zur Verpflegungsausgabe beordert. Dort traf ich Franz Buder aus Lunz. Wir trachteten, recht lang im Lazarett bleiben zu können: Bei einer Entlassung wären wir unweigerlich zu den Russen gekommen, und das wollten wir vermeiden. Zu essen gab es bald fast nichts mehr - es wurde nur mehr geraucht - alle paar Tage ist jemand gestorben.... Die „Gesunden“ mussten unter Angabe ihres Heimatortes nun weg. Ich wollte nicht zu den Russen nach Wien, sondern zu den Engländern nach Graz. Deshalb gab ich den steirischen Heimatort meiner Braut an. Auf Umwegen und mit Hindernissen kam ich dort endlich am 31. Mai 1946 an....

---

<sup>1</sup> „Damit es nicht verloren geht“ ist der Titel einer bekannten Editionsreihe des Böhlau-Verlages, herausgegeben von Michael Mitterauer und Peter Paul Kloß. Auch die Lunzer Gesprächsrunde konnte unter diesem Titel publizieren, dafür dankt sie Herrn emer. Univ. Prof. Dr. Michael Mitterauer. Er unterstützte das Lunzer Projekt und genehmigte im Einvernehmen mit dem Böhlau-Verlag die Verwendung dieses Titels.

<sup>2</sup> Das Buch ist vergriffen, findet sich jedoch im Bestand einiger öffentlicher Bibliotheken (z.B. Österr. Nationalbibliothek, Niederösterr. Landesbibliothek, Bezirks- u. Eisenstraßen-Bibliothek Waidhofen a. d. Ybbs, Schul- u. öffentliche Bibliothek / Mediathek Lunz am See)

### **Rosa FUCHS, geb. 1914 in Lunz am See (NÖ), gest. 2002**

.... Wenn irgendwo Kinder waren, waren die Russen milder. Man drückte einer jungen Frau, wenn die Russen kamen, oft ein kleines Kind in die Hand - das gab ihr den Anschein einer jungen Mutter, und sie wurde nicht vergewaltigt....

.... Die Russen schossen gern. Sie schossen besonders gern auf lebende Ziele: auf Hunde und Katzen....

### **Franziska GRASER, geb. 1905 in Mariazell (Stmk), gest. 1999**

.... Während des Krieges arbeitete ich im Lunzer Gemeindeamt auf der Stelle für Lebensmittelkarten. Eines Tages gab es das Gerücht, eine Horde Russen kämen über Bodingbach nach Lunz - es ging ihnen ein schlechter Ruf voraus. Als ich am Abend heim kam, waren Russen im Haus! Ich wagte mich nicht in die Wohnung. Wo sollte ich schlafen? So verbrachte ich sitzend die Nacht in der Holzhütte von Nachbarn und ging in der Früh wieder ins Gemeindeamt....

.... Am nächsten Tag waren die Russen aus meiner Wohnung weg. Sie hatten nichts mitgenommen. Nur die Küche „schwamm“, weil sie verschwenderisch mit Wasser umgegangen waren....

### **Rosa GRUBER, geb. 1922 in Lunz am See (NÖ)**

.... Ich wohnte bei meinen Eltern in Seenähe. Im heutigen Jugendheim am See war ein „Wehr-Ertüchtigungslager“ eingerichtet. Dort waren viele Offiziere.

Denen ging es auch im Krieg nicht schlecht, die hatten alles im Überfluss. Beim „Zusammenbruch“ verließen sie Hals über Kopf das Heim. Alle, die in der Nähe wohnten, wussten von den Lagerräumen voll Lebensmitteln. Viele Leute gingen in den Keller des Lagers und nahmen mit, was ihnen nützlich und brauchbar schien: Lebensmittel waren damals für alle knapp....

.... Ich stand auch in dem Keller und staunte über die Vielfalt des Gelagerten: Teigwaren, Konservendosen, Zucker und Alkohol in großen Mengen und anderes mehr. Ich konnte ja nicht viel tragen - deshalb entschied ich mich für einen riesigen Sack mit Nudeln, weil ich dachte, davon haben wir am meisten. Und eine Flasche Schnaps packte ich auch mit.

Daheim schimpfte mein Großvater wegen des Alkohols: Die Angst vor den Russen war groß, die dürften keinen Schnaps im Haus finden! In meiner Panik schüttete ich den Schnaps ins Klo und verschlimmerte die Situation erst recht: Das ganze Haus stank nun nach Schnaps! Gott sei Dank hatte das keine Folgen für uns....

.... Als die Russen von der Steiermark herauf kamen, nahmen sie alles, was sie sahen: sogar die zum Trocknen aufgehängte Wäsche....

.... Ich erinnere mich an eine Bäuerin in unserer Nähe, die „Groß-Seeauerin“. Sie hatte keine Angst vor den fremden Soldaten. Als einmal Russen daher kamen und fragten: „Wo Latrine?“, antwortete sie heftig: „Nix Latrine! Alles saprali, alles gestohlen!“

### **Friederika JANECEK, geb. 1922 in Lunz am See (NÖ)**

.... Beim Umbruch war ich in Neubruck bei einem Bauern im Dienst. Als es hieß: „Die Russen kommen!“ flüchtete ich in großer Angst mit anderen jungen Frauen in den Wald. Am Abend mussten wir aber wieder heim zur Stallarbeit - man konnte doch

das Vieh nicht im Stich lassen. Im Stall fanden wir einen jungen „SS - Mann“. Er weinte und beteuerte, er wolle nicht mehr zurück nach Deutschland. Was aus ihm geworden ist, weiß ich nicht....

.... Als die Russen dann tatsächlich kamen, war ein Offizier dabei, dessen Mutter Wienerin war. Er hatte Mitleid mit uns. Er war höflich und behütete und beschützte uns vor Übergriffen anderer russischer Soldaten....

### **Margarete KÄFER, geb.1929 in Alt Lengbach (NÖ)**

.... Man hatte wahnsinnige Angst vor fremden Soldaten. Ich wohnte im Ortszentrum, wo in der Nähe die Kommandantur untergebracht war (heute Haus Libra). Deshalb kam es hier auch zu keinen Übergriffen....

.... Bei uns daheim war der Koch der Kommandantur einquartiert. Er hat manchmal etwas zu essen mitgebracht....

### **Antonia RITZINGER, geb. 1912 in Lunz am See (NÖ), gest. 2004**

.... Gegen Kriegsende wurden Flüchtlinge in unserer Dienstwohnung im Schloss Seehof einquartiert....

....Während der Abwesenheit meines Mannes im Krieg leistete ich Aushilfsdienste bei der Gutsherrschaft, auf dem elterlichen Bauernhof, auch bei den Verwandten im Zellerhof und in der Kleinen Großau - wo eben meine Arbeitskraft gebraucht wurde....

.... Die Angst vor den Russen war wie überall auch im Schloss groß. Deshalb versuchte ich, Sachen, die mir wertvoll waren (einige Kleidungsstücke meines Mannes, eine Couch, meine Nähmaschine, die Kuckucksuhr und Wäsche, sowie Handarbeiten), in Sicherheit zu bringen: Um nach dem Krieg wieder einen „Anfang“ zu haben. Ich durfte sie zu meiner Schwester ins „Kaltenbichl“ tragen. Durch unglückliche Fügung wurde jedoch genau dieses entlegene Haus von den Russen niedergebrannt.....

### **Anna STÖCKL, geb. 1918 in Gallzein (T), gest. 2003**

.... Weil ich in Tirol hoch oben am Berg zu Hause war, erlebte ich keine direkten Kriegseinwirkungen. Ein ungutes Gefühl hatte ich aber schon während des ganzen Krieges. Ein Nachbar hatte im Keller unerlaubterweise ein Radio: Dadurch erfuhr ich, dass der Krieg aus war....

.... Bei uns in Tirol waren die Franzosen als Besatzung. Ich erinnere mich nur daran, dass einmal ein Franzose über die Berge ging und nachschaute, ob irgendwer ein Gewehr im Haus hat....

### **Berta WANKER, geb. 1932 in Lunz am See (NÖ)**

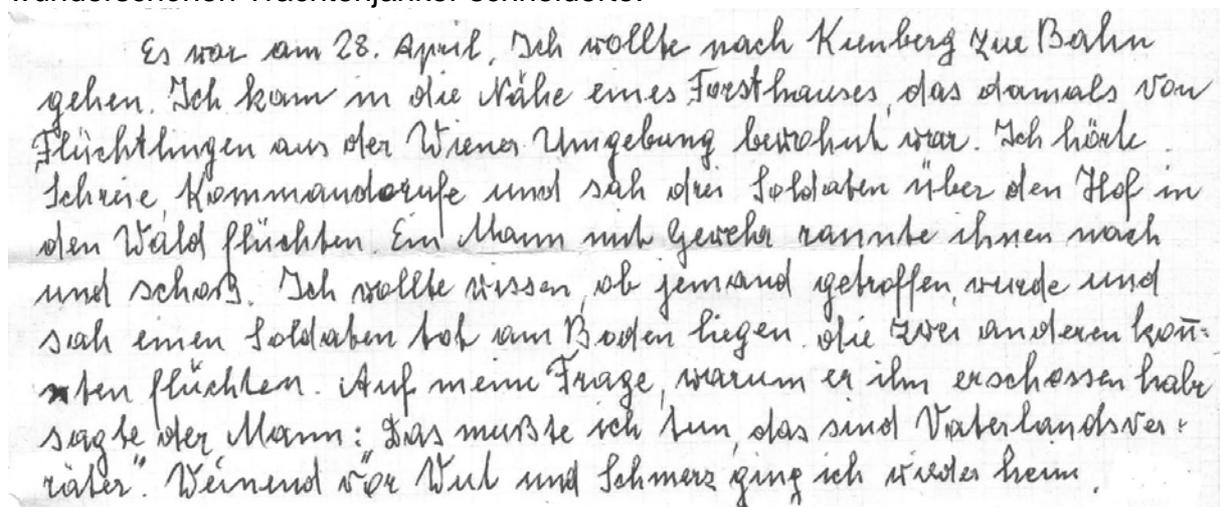
.... Als es hieß: „Der Krieg ist aus!“, bekam die Mutter Angst. Als Kind konnte ich diese Angst nicht wirklich verstehen. Vielmehr hoffte ich darauf, dass es nun, da der Krieg zu Ende war, wieder endlich genug zu essen gab. Ein „Problem“ war mir Schulkind aber plötzlich: Wie sollte man jetzt die Lehrer grüßen? Ich kannte doch nur *einen* Gruß für Lehrer: Ab1939 gab es ja in der Schule nur das „Heil Hitler!“ und kein „Grüß Gott!“ wie daheim....

.... Russen kamen in unsere Wohnung nie. Ich konnte sie aber beobachten, wie sie aus dem Sägewerk Pramelreith geschnittenes Holz abtransportierten....

### 3. PERSÖNLICH VERFASSTE SCHRIFTLICHE SCHILDERUNGEN

#### Gisela BUDER, geb. 1924 in Lackenhof am Ötscher (NÖ)

Wir bewohnten damals ein Haus am „Steingrabenkreuz“, es gehörte zu Lackenhof. Schon im Winter kamen die ersten Flüchtlinge und baten um Essen und Quartier. Es waren Soldaten, die ihre Einheit verlassen hatten und in den Westen wollten, aber auch Ausländer (Ungarn, Ostarbeiter), die sich in ihre Heimat durchschlagen wollten. Da unsere Stadeltür nicht versperrt war, nächtigten auch einige „unangemeldet“. Wir fanden dann öfter Uniformstücke auf dem Heuboden. Dafür fehlten die Zivilkleider unseres gefallenen Bruders aus der anschließenden Dachkammer, die auch unversperrt war. Einmal fand ich eine schwarze SS-Uniform, aus der ich mir einen wunderschönen Trachtenjanker schneiderte.



Es war am 28. April, Ich wollte nach Kienberg zur Bahn gehen. Ich kam in die Nähe eines Forsthauses, das damals von Flüchtlingen aus der Wiener Umgebung bewohnt war. Ich hörte Schreie, Kommandorufe und sah drei Soldaten über den Hof in den Wald flüchten. Ein Mann mit Gewehr rannte ihnen nach und schoss. Ich wollte wissen, ob jemand getroffen wurde und sah einen Soldaten tot auf dem Boden liegen. Die zwei anderen konnten flüchten. Auf meine Frage, warum er ihn erschossen habe sagte der Mann: „Das musste ich tun, das sind Vaterlandsverräter.“ Weinend vor Wut und Schmerz ging ich wieder heim.

Es war der 28. April. Ich wollte nach Kienberg zur Bahn gehen. Auf meinem Weg kam ich in die Nähe eines Forsthauses, das damals von Flüchtlingen aus der Wiener Umgebung bewohnt war. Ich hörte Schreie, Kommandorufe und sah drei Soldaten über den Hof in den Wald flüchten. Ein Mann mit Gewehr rannte ihnen nach und schoss. Ich wollte wissen, ob jemand getroffen worden war, ging näher und sah einen Soldaten tot auf dem Boden liegen. Die zwei anderen hatten flüchten können. Auf meine Frage, warum er den Soldaten erschossen hätte, antwortete der Mann: „Das musste ich tun, das sind Vaterlandsverräter.“ Weinend vor Wut und Schmerz ging ich wieder heim. Man hat dann erfahren, dass der Soldat im Wald verscharrt worden war - aber so schlecht, dass ihn ein Tier (wahrscheinlich ein Fuchs) an den Beinen angebissen hat. Nach Kriegsende meldete ich diesen Vorfall. Jener Mann, der den flüchtenden Soldaten erschossen hatte, musste ihn ausgraben. Der Soldat wurde am Lackenhofer Friedhof bestatt.

Das Kriegsende kam immer näher. Die Zahl derer, die in die Wälder flüchteten, wurde immer größer, weil sie sich auf den Straßen nicht mehr sicher waren. Wir hatten daheim kein Radio, auch Zeitungen gab es keine mehr. Wir waren teilweise nur auf die Meldungen der Flüchtlinge angewiesen - und die waren sehr widersprüchlich. Zu essen fand sich in unserem Haus manchmal überhaupt nichts mehr.

Die ersten Russen sah ich dann viel später. Am Pfingstmontag gingen meine Leute in die Kirche, und ich war alleine zu Hause. Plötzlich standen zwei riesengroße Russen in der Tür, schossen auf unseren Hund, und einer drängte mich in die Kammer. Wie es mir gelang, vor ihm durch das halb geöffnete Fenster zu flüchten,

das konnte ich mir nie erklären. Es müssen da eine ganze Reihe Schutzengel dazwischen gestanden sein.

Wir konnten uns an die Russen nicht gewöhnen, wir hassten sie. Erst viel später begriff ich, dass eine Besatzungsmacht keine „Heilsarmee“ ist.

Dieser Bericht nimmt sich sicher harmlos aus im Vergleich zu anderen, die ein unvorstellbares Schicksal erlitten haben. Aber er soll aufzeigen, wie sich die letzten Kriegsergebnisse auch bis in die hintersten Wälder ausgewirkt haben.

### **Theresia BUDER, geb. 1920 in Feichsen, Purgstall an der Erlauf (NÖ)**

Ich Theresia Buder war zu dieser Zeit bei meinen Eltern auf einem entlegenen Bauernhof in Feichsen Post Purgstall zuhause. Bekam vom Kriegsende sehr wenig mit, denn zu dieser Zeit gab es kein Radio kein Telefon. Unheimlich zu Mute wurde uns erst, wie die Tiefflieger kamen

Ich war zu dieser Zeit bei meinen Eltern auf einem entlegenen Bauernhof in Feichsen (Post Purgstall) zu Hause. Vom Kriegsende bekam ich sehr wenig mit, denn zu dieser Zeit gab es bei uns kein Radio und kein Telefon. Unheimlich zu Mute wurde uns erst, als die Tiefflieger kamen und über unser Haus mit großer Geschwindigkeit sausten. Ab und zu hörte man donnerndes Rollen und auch Schießen.

Anfang Mai kam dann von irgendwo die Nachricht, der Krieg sei zu Ende. Wir freuten uns sehr. Aber die Freude dauerte nicht lange, denn nach kurzer Zeit kamen die gefangenen Polen mit den Russen und zeigten ihnen die entlegenen Bauernhäuser. Die Russen plünderten und stahlen, was ihnen Passendes in die Hände fiel. Auch hörte man schon von Vergewaltigungen. Wir drei Mädchen (meine Schwester, ein Nachbarmädchen und ich) versteckten uns immer, wenn Russen kamen: bei Tag im Wald, und bei Nacht schliefen wir über dem Kuhstall, dort war nämlich ein doppelter Heuboden. Gott sei Dank sahen und fanden uns die Russen nie! Trotzdem haben wir gezittert und viel Angst ausgestanden - und so richtig das Beten gelernt, denn die Russen haben oft auf dem Heuboden nach Soldaten gesucht.

Nach einigen Wochen wurde es besser, denn alle russischen Soldaten wurden nach und nach auf ein Lager zusammengezogen. Trotzdem gingen sie noch zu den Bauern, um Tiere zu stehlen, damit sie etwas zu essen hatten.

Ja, es war keine schöne Zeit, denn der Bauer hatte ja auch nicht viel, nur das Notwendigste zu essen. Hunger haben wir aber Gott sei Dank nie gehabt, wir mussten aber auch schwer und viel arbeiten. So mussten wir uns über Jahre mit der russischen Besatzung abfinden.

Als ich 1947 nach Lunz herein heiratete, gab es im Jugendheim noch 3000 russische Soldaten. Einige von ihnen kamen ab und zu in die Wagnerwerkstatt meines

Mannes, wenn sie etwas für ihre Wagen brauchten, sowie um nur Nachschau zu halten.

### **Cilli EIGNER, geb. 1915 in Winzendorf bei Pöllau (Stmk)**

Ich war bei meinen Eltern in Pöllau, in der Steiermark. Der Krieg ging bei uns im Stift Vorau zu Ende, dort waren die letzten Kämpfe. Meine Eltern hatten ein Gasthaus in Pöllau. Das ganze Haus war voll mit deutschen Soldaten, im Gastzimmer lagen verwundete Soldaten. Sie sagten: „Der Krieg ist aus.“

Die letzte Nacht ging es ganz schrecklich zu. Panzer rollten die ganze Nacht durch den Ort, und unsere Soldaten gingen auch alle weg. Wir sperrten das Haus ab und fuhren aus Angst mit den Pferden ins Gebirge zu den Verwandten. Aber wir mussten am nächsten Tag nach Hause, denn das Vieh brauchte ja sein Futter!

Das Haus war aufgebrochen worden, und alles war voll Russen. Ich lief zum Nachbarn. Dort versteckte ich mich im Keller.

Am Abend war es ganz ruhig, wir saßen wieder beisammen. Da weinte der Vater und sagte: „Gott sei Dank, dass wir alle so beisammen sind!“ Da kam ein Russe und sagte zu mir: „Du Ukrainer!“, weil ich so dunkel war. Vater ging zur Nachbarin, die konnte Russisch. Sie erklärte dem Russen, wie es wirklich war. Da ließ er von mir ab und folgte ihr - sie ist dann „dran gekommen“.

Drei Monate hatten wir die Russen im Haus, wir Frauen waren meistens im Versteck. Mutter hat sich hergerichtet wie eine alte Frau und ging mit einem Stock. Einige Nächte waren wir in einem Bunker.

Ja, die Frauen und Mädchen von Vorau sind schon ganz besonders arg dran gekommen. Sie wurden dann in Pöllau, in einem Notkrankenhaus, behandelt. Nach diesen drei Monaten kamen die Engländer, die waren alle sehr nett.

*Nach 3 Monaten kamen die Engländer, die waren alle sehr nett.  
Cilli Eigner*

### **Aloisia FRAISS, geb. 1923 in Lunz am See (NÖ)**

Ich kam im Mai 1939 in das Gasthaus Erlebach in Lunz und blieb dort bis zum Kriegsende 1945.

Anfangs hatte ich dort 2 Kühe und 15 Schweine zu betreuen, fallweise auch das Pferd. Natürlich arbeitete ich zwischendurch auch in der Küche mit.

Im Herbst 1939 ist der Zweite Weltkrieg ausgebrochen. Im Jahr 1941 oder 1942 musste ich nach Tulln zum Arbeitsdienst einrücken. Ich bekam dort eine Augenentzündung und wurde nach drei Wochen wieder entlassen, was mir nicht leicht tat. So kam ich wieder auf meinen Posten zurück, denn ohne Einverständnis des Arbeitgebers durfte man diesen nicht verlassen. Ich wollte es auch gar nicht, denn Frau Erlebach war eine wunderbare Chefin. Während ich weg gewesen war, hatte man eine neue Stallmagd aufgenommen. So war ich in der Küche, in den Zimmern und mit Servieren beschäftigt. Später kamen Flüchtlinge aus Wien, weil dort schon bombardiert wurde. Die blieben bis Kriegsende. Dann kamen auch Flüchtlinge aus Ungarn mit Pferden und Plachenwagen, doch reisten sie nur durch. Man kochte einen großen Topf Suppe, um diese armen Leute mit etwas Warmem zu versorgen. Es gab ja leider nicht viel zu essen. Sie blieben über Nacht, schliefen in den

Gastzimmern auf den Bänken und auf dem Fußboden. Nächsten Tag fahren sie weiter.

Als schon die Russen im Anmarsch waren, kamen vorher noch SS-Männer, die das ganze Haus in Beschlag nahmen. Niemand hatte etwas zu reden. Der Chef und die Chefin durften nicht einmal ihr eigenes Telefon benutzen. Am nächsten Tag plötzlich fluchtartiger Aufbruch. Einen Lastwagen, vermutlich mit Munition beladen, fuhr man im Rückwärtsgang über die Straße und ließ ihn über die Böschung in die Ybbs rollen. Dann eine Explosion, eine Gasflasche kam wie ein Geschoss genau auf den Türstock des Hauses geflogen. Wir konnten uns alle in Sicherheit bringen, aber sämtliche Fenster des Hauses waren kaputt. (Ich hatte sie am Vortag noch schön geputzt.)

Zum Kriegsende kamen die Russen. Erst hieß es sie ziehen nur durch, dann blieben aber die 2.000 Mann hier. Die Angst war groß. Wenn wir sahen, daß sich Russen dem Haus näherten, rannten wir Mädchen schon in den ersten Stock und sperrten uns in einem Fremdenzimmer ein. Ich fuhr dann täglich mit dem Fahrrad heim zum Schlafen. Vor Angst habe ich bei meinen Eltern im Schlafzimmer geschlafen.

Zum Kriegsende kamen die Russen. Erst hieß es, sie ziehen nur durch, dann blieben aber 2 000 Mann hier. Die Angst war groß. Wenn wir sahen, dass sich Russen dem Haus näherten, rannten wir Mädchen schon in den ersten Stock und sperrten uns in einem Fremdenzimmer ein. Ich fuhr täglich mit dem Fahrrad heim zum Schlafen. Vor Angst habe ich bei meinen Eltern im Schlafzimmer geschlafen.

Eines Tages pochte es um 11 Uhr nachts an die Haustür. Vater sagte, er müsse aufmachen, sonst schlagen sie die Tür ein. Es waren zwei Russen. Einer kam ins Schlafzimmer an mein Bett und ich sagte: „Ich krank.“ Dann sah er meine Armbanduhr auf dem Nachtkastl. Es war meine Firmungsuhr. Er nahm sie und ging. Ich bettelte, er möge die Uhr zurückgeben, da sagte er: „Kriagst es eh wieder.“ Erst später, nach der Aufregung, fiel mir auf, dass er so gut Deutsch gesprochen hatte! Mein Fahrrad hatte ich im Vorhaus versperrt stehen. Auch das nahmen die beiden Eindringlinge mit, nachdem sie das Schloss mit ihrer Maschinenpistole zerschlagen hatten.

Später kam ich über Umwege wieder zu meinem Rad. Da waren aber die Russen schon weg. Sie hatten es zum Glück dagelassen.

Ich bin eigentlich ganz gut durch die Kriegsjahre gekommen. „Gott sei Dank!“

### **Ludwig FÜRNWEGER, geb. 1922 in Lunz am See (NÖ), gest. 2000**

Am 15.8.1942 erlitt ich in Russland meine Verwundung (Schussbruch im linken Oberarm durch eine Panzergranate). Bedingt durch diese Verletzung bin ich schon im März 1944 aus der ehemaligen Deutschen Wehrmacht entlassen und gleich bei den Wasserwerken der Stadt Wien angestellt worden. Meine Außenstelle war bei der Zweiten Wiener Hochquellenwasserleitung in Leitsberg bei Altengbach. Im April

1945 wurde ich zur Ersten Wiener Hochquellenleitung nach Ternitz bei Neunkirchen überstellt. Ab diesem Zeitpunkt hat es dann begonnen.

Mein Vorgänger und ich mussten zum Wasserschloss in Pottschach bei Ternitz fahren. Wir hatten damals ein Kleinkraftrad. Wir wussten schon, dass die Russen im Anmarsch nach Neunkirchen waren. Da hatten wir wohlweislich von unseren Dienstmützen das Hakenkreuz neben dem Wappen der Gemeinde Wien entfernt. Wir warteten ein wenig im Gebäude, als der 1. Russenwagen vorbei gefahren war. Dann, als es ruhiger war, sind wir nach Hause gefahren. Nach einer Fahrt von ca. 100m standen zwei Russen vor einer Brücke. Ausweichen konnten wir nicht mehr, weil sie uns schon gesehen hatten, und sie hielten uns auf. Ich glaubte schon, dass sie uns das Motorrad wegnehmen würden. Aber nach einem längeren Hin und Her sagte einer der beiden: „Dawei!“, das hieß „Haut ab!“, und wir konnten weiterfahren. Als ich aber zurückschaute, hatte einer der beiden Russen das Gewehr in Anschlag gebracht! Ich schrie meinem Fahrer zu: „Fahr schneller!“ und zog meinen Rücken ein, weil ich glaubte, der schießt uns nach. Wir konnten aber die Fahrt ungehindert fortsetzen. Mein Kollege rief daraufhin unsere Dienststelle in Wien an und fragte, was wir tun sollten. Der Oberbaurat gab jedoch nur die kurze Antwort: „Wie man's macht ist es falsch“ und hängte auf. Darauf packten wir sofort unsere Sachen und fuhren mit dem kleinen Motorrad von Ternitz über die Kalte Kuchl und weiter über Hainfeld über die Glashüttenalm nach Leitsberg. Die Straßen waren vollgestopft von Flüchtlingen und ungarischem Militär. Kurz vor unserem Ziel hatten wir eine Reifenpanne, die nicht mehr zu reparieren war. Wir sind dann zu Fuß weitergegangen.

In Leitsberg waren noch nicht die Russen, sondern das sich zurückziehende Deutsche Militär. Wir hatten uns dann auf einem höher gelegenen Gutshof in Sicherheit gebracht. Es hat aber nicht lange gedauert - nicht einmal zwei Tage - bis die ersten Schüsse im Gutshof detonierten. Wir hatten uns in den Keller zurückgezogen, weil im Stiegenhaus eine Granate eingeschlagen hatte. Als es wieder ruhiger geworden war, musste ich aufs Klo gehen. Dort hörte ich schon wieder Russen kommen! Ich rührte mich natürlich nicht. Auf einmal - das Klo hatte keine Tür, sondern nur einen Vorhang - bewegte sich der Vorhang, und ganz vorsichtig schaute ein Gewehrlauf herein. Mir wurde schon anders. Dann kam auch der Kopf eines Russen nach. Der war auch erschrocken. Er schrie mich an: „Du Soldat!“, ich sagte: „Ich nicht Soldat!“ Gleich durchsuchte er meine Taschen. Dabei fand er in meiner Briefftasche ein Foto, auf dem ich in Uniform abgebildet war. (Ich war bei der 9. Panzerdivision gewesen. Dort hatten wir gelbe Aufschläge, und die leuchteten am Foto als weiße Litzen.) Da schrie der Russe: „Du Soldat! Du SS-Unteroffizier!“, gab mir links und rechts eine Ohrfeige und jagte mich vor das Haus. Dabei rief er den anderen Russen zu: „Da ein SS-Unteroffizier in Zivil!“ Denen hat es allen die Gewehre hochgerissen, und sie legten auf mich an. Ich rannte um mein Leben bergab, weg vom Haus. Plötzlich sah ich zwei Köpfe heraufkommen, es waren zwei russische Offiziere, und rannte gleich auf sie zu. Ich dachte mir nämlich, auf diese würden sie sicher nicht schießen. So war es auch. Ein russischer Soldat war mir nachgelaufen und berichtete den Offizieren, dass ich ein SS-Unteroffizier in Zivil sei. Einer der Offiziere, er sprach sehr gut Deutsch, befragte mich. Ich konnte ihm erklären, dass ich bei der Gemeinde Wien als Wasserleitungsaufseher tätig war und auf Grund meiner Verwundung aus der Wehrmacht entlassen worden war. Dann fragte er mich, wann und wo ich im Einsatz gewesen war. Ich antwortete: „In Russland“, dabei gab es mir einen Stich, weil ich Russland gesagt hatte. Wo und wann fragte er mich noch. Wahrheitsgemäß sagte ich, dass ich im August 1942 bei Orel gewesen sei. Die beiden Offiziere sprachen miteinander - ich verstand

damals noch etwas Russisch - und meinten, dass das stimmen könne. Ich musste nun den Verband von meinem Arm nehmen. Sie nickten und sagten hm, hm, und waren sehr freundlich. Ein herbeigerufener Sanitäter musste mich wieder fachgerecht verbinden. Einer der Offiziere sagte, ich solle wieder zu den anderen Leuten gehen und später zur Kommandantur kommen. Dort bekäme ich einen Ausweis, dass ich ungehindert nach Hause gehen könne. Doch dem glaubte ich nicht recht. Als das alles geschehen war, war es ungefähr 14 Uhr. Ich hatte seit der Früh nichts zu essen gehabt und ging daher zu dem Bauern gegenüber dem Aufseherhaus, in dem ich Dienst gemacht hatte. Der Bauer aber erkannte mich nicht und fragte die anwesenden Russen, ob er mir etwas zu essen geben dürfe. „Njet“ hat es geheißen. Wir waren dort rund 30 Mann, gefangene Russen, Franzosen und andere vom Krieg her. Von der Kommandantur ist natürlich auch niemand gekommen, und in der Früh - da hat es vom Bauern doch ein Häferl Milch und ein Stück Brot gegeben - sind wir in Richtung Rekawinkel losmarschiert. Am Abend kamen wir, ohne etwas zu essen oder zu trinken gehabt zu haben, in Wolfsgraben an. Dort war ein Sägewerk vollgestopft mit Gefangenen, bestehend aus deutschem Militär, ungarischem Militär und Zivilisten. Uns wurde alles abgenommen. Das ungarische Militär durfte außer den Waffen alles behalten. Ich habe mich beim Sägewerk in die Mühle zurückgezogen. Dann hieß es: „Raustreten zum Essenfassen!“ Da ist es losgegangen. Die ersten waren die Ungarn. Die waren so gierig auf das Essen, dass zwei von ihnen totgetreten liegen geblieben sind. Ich bin aus meinem Versteck nicht hervorgekommen, weil ich mir dachte, ertreten lassen will ich mich nicht. Am nächsten Tag ging es weiter - es waren rund 5000 Mann - nach Kalksburg. Von den Russen wurden wir streng bewacht. Einige von den Gefangenen wollten aus der Reihe zum Wassertrinken, diese blieben aber sofort erschossen liegen. Zu essen oder zu trinken gab es wieder nichts. Ich hatte daheim einmal ein Buch über Sibirien gelesen. Darin sagte ein sibirischer Gefangener, dass man gegen Durst und Hunger einen kleinen Stein im Mund behalten solle. Das befolgte ich, und es war viel leichter auszuhalten. Am nächsten Tag wurden wir von den Ausländern getrennt. Bei uns Österreichern und Deutschen waren Militär und Zivilisten beisammen. so ging es weiter bis nach Wr. Neudorf. Dort befand sich von den Deutschen ein großes Konzentrationslager. Hier bekamen wir unser erstes Essen: ein Häferl Gemüsesuppe und ein Stück Brot. Das war ein Festessen! Am nächsten Tag ging es weiter nach Baden, wo wir im Freien übernachteten. Da hat es geheißen, dass der Krieg aus wäre! Wir konnten das nicht glauben.

Da hat es geheissen, daß der Krieg aus wäre. Wir konnten das nicht glauben. Aber es hieß wie jeden Morgen die Kommandantur ist schon weg, wir müssen weiter diesmal weiter nach Ödenburg. Dort wurden wir getrennt Zivil vom Militär. Da war eine interessante Begegnung. Wir waren angetreten und so ca 100 meter von uns stande ein russischer Soldat. Der prüfte ob man zu den zivilen oder Militär- Gefangenen kommt. Als ich drankam frangte mich der Soldat um Papiere. Ich sagte die wurden mir von den Russen gestohlen. Da sagte der Russe " Geh Trottel, die Russen stehlen nicht " Ich war ganz verblüfft, weil er das so in unserem Dialekt sagte. Darauf erwiederte er Gell da staunst du. Ich bin ein Wiener und 1940 zu den Russen übergelaufen.

### **Johanna JAGERSBERGER, geb. 1912 in Göstling an der Ybbs (NÖ), gest. 2005**

Gegen Kriegsende kam mein Mann nach Hause. Er war im Winter zum Volkssturm einberufen worden. Den Volkssturm bildeten die älteren Jahrgänge, die nicht zur Wehrmacht einberufen worden waren.

Als Ersatz für seine Arbeitskraft am Bauernhof hatte ich einen gefangenen Italiener bekommen. Er war sehr fleißig bei der Arbeit. Bei Kriegsende versuchte er mit seinem Kollegen, der bei unserem Nachbarn gewesen war, wieder nach Hause zu kommen. Wir haben nie mehr von ihm gehört.

Im Kohl-Haus in Kasten hat meine Schwester gewohnt. Erst waren dort die HJ (Hitler-Jugend) und die Wehrmacht, später die Russen einquartiert. Die flüchtenden Wehrmachtsangehörigen hinterließen viel Geschirr, und so habe ich einige große Häfen bekommen. Ich verwende sie heute noch für das Schweinefutter.

Gleich nach Kriegsende haben die Russen unser entlegenes Haus nicht gefunden. So haben uns Bekannte Schmuck und schönes Gewand zum Verstecken gebracht. Wir hatten auf dem Dachboden einen doppelten Boden, da kam vieles hinein. Fahrrad und Nähmaschine wurden hinter den Brennholzstößen versteckt. Den wenigen Schnaps haben wir im Stadel im Heu vergraben.

Es gab sehr wenig zu essen. Vieh, Fleisch, Eier und Milch musste im Krieg abgeliefert werden. Bei Kriegsende war nur mehr wenig Vieh vorhanden.

Erst im Spätsommer und Herbst kamen die Russen bis zu uns und verlangten immer Schnaps. Später stiegen sie auf die Obstbäume und plünderten die Äpfel. Auch die eingelagerten Äpfel wollten sie haben. Mein Mann hatte unsere Kleine auf dem Arm und sagte: „Die brauchen wir selbst!“ Da hat ihm ein Russe gleich das Gewehr angesetzt.

Man hat uns auch einige Schweine aus dem Stall gestohlen. Ob auch das Russen waren, weiß man aber nicht.

*Johanna Jangenberg*

### **Alois KÄFER, geboren 1913 in Lunz am See (NÖ)**

Das Kriegsende erlebte ich im Mai 1945 in Mecklenburg auf einem Gutshof bei Ratzeburg.

Wir sollten für's letzte Aufgebot noch Waffen erhalten. Dies kam aber nicht so weit, da das ganze schon durch Sabotage verhindert wurde, was für uns ein Glück war. Plötzlich hieß es: „Der Krieg ist aus, 20 km hinter uns ist der Russe und 10 km vor uns der Amerikaner, jeder kann hingehen wo er will.“ Wir gingen natürlich zu den Amerikanern. Als Angehöriger des Arbeitsdienstes bekam ich gleich einen Entlassungsschein. Dann marschierten wir in Gruppen Richtung Elbe, dabei fielen wir den Engländern in die Hände. Somit waren wir nun Kriegsgefangene in einem Lager in Schleswig-Holstein von Mai bis Oktober.

Mir ging es nicht schlecht. Dank meines Schneiderberufes konnte ich in einer Schneiderei arbeiten. Über Ostfriesland wurden dann wir Österreicher entlassen. Per Bahn transportierte man uns in die Steiermark ins Mürztal. Ich fuhr nach Hieflau und ging dann zu Fuß nach Wildalpen zu meinem Onkel Peter Fürnweger. Ich wurde herzlich aufgenommen und blieb dort 3 Wochen. Vor Allerheiligen kam zufällig auch mein Bruder Franz als Russland-Heimkehrer da an. Gemeinsam beschlossen wir, noch vor dem Winter über das Hochkar nach Lunz zu gehen. Der beschwerliche Weg führte uns über den Tremmel und den Ringkogel nach Lassing, um den Russen nicht zu begegnen. Es gelang uns auch. Wir waren glücklich, als wir unseren Heimatort Lunz erreichten. Am nächsten Tag meldeten wir uns auf dem Gemeindeamt, und somit war für uns der Krieg Vergangenheit.

## Gertrude MENDER, geb. 1933 in Wien

Im März 1944 wurde ich von Wien nach Lunz evakuiert. Mit meiner Mutter und zwei Brüdern lebte ich in der Kleinen Großau und führte das Schuljahr in der Hauptschule zu Ende.

1944/45 gab es Unterricht in den KLV-Gymnasien: ich selbst extern beim Weinzettel, mein Bruder musste ins Internat bei Grubmayr. Meine Mutter konnte ihn 1945 noch „aus der Reihe“ holen, als der Abtransport in die Tschechoslowakei erfolgte.

Zu Pfingsten 1944 überflogen auch Lunz Bomber zu Hunderten.

Ab Anfang 1945 wurden die Flüchtlingsströme dichter. Die Menschen kampierten mit ihren Wagen entlang der Straße, Frauen wuschen Wäsche und versuchten, Milch für ihre kleinen Kinder zu bekommen. Allmählich waren Verwundete darunter, Etappen-Soldaten. Oft wurde ein tüchtiges Pferd gegen einen Ochsen und ein Kalb getauscht.

*Gegen April ununterbrochene Wagenkolonne, Sachen z. T. weggeworfen (Armeeverpflegung - Konservendosen, Munition...) Militär auf Lastwagen. Wurzerbrücke aus Sprengung vorbereitet. Kanonengrollen in den letzten Kriegstagen.*

Gegen April riss die Wagenkolonne nicht mehr ab, das Militär auf Lastwagen nahm zu. Vieles wurde während der Fahrt weggeworfen: zum Beispiel Armeeverpflegung (Konservendosen) und Munition. Vom Militär wurde die „Wurzerbrücke“ über die Ybbs zur Sprengung vorbereitet. In den letzten Kriegstagen war Kanonengrollen deutlich hörbar.

Wir hatten nun die Absicht, für ein paar Tage von der direkten Durchzugsstraße wegzugehen - ins Schöckleith. Dort war meine Schulfreundin Erni (heute Frau Erna Grubner) zu Hause. In diesem Haus kam es zum ersten Zusammentreffen mit Russen. Meine Mutter und ich liefen mit meinem kleinen Bruder zur Hintertür hinaus in den Berg hinauf. Nach und nach ist unsere Familie mit den Schöckleithern zusammengekommen. Für einige Zeit blieben wir auf der Unteren Grenghütte, die Familie Leichtfried vom Schöckleith auf der Oberen Grenghütte. Polen aus der Groß-Großau und aus der Hörau kamen zufällig vorbei, verrieten uns aber nicht an die Russen. Unten im Tal zogen immer wieder Wehrmachtsangehörige vorbei auf dem Marsch in die Steiermark, um in englische Gefangenschaft zu kommen. Ich wurde auf Kundschaftsgänge geschickt und hatte mich um die Versorgung mit Lebensmitteln zu kümmern, weil man als Kind „weniger gefährdet“ war.

Nach Beruhigung der Situation kehrten wir in die Klein-Großau zurück. Die nächste Eskalation fand beim Rückzug der Russen aus der Steiermark statt. Russische Soldaten lagerten entlang der Straße und in den Feldern. Es waren Kampftruppen, die nicht grade zimperlich umgingen: Es kam zu Brandstiftungen und Vergewaltigungen. Wir haben die besonders gefährlichen Tage und Nächte mit anderen Familien und einem Pferd auf dem Steinbachboden verbracht. Das Schnauben und Wiehern des Pferdes machte uns große Angst.

Auch in der darauf folgenden „Normalzeit“ gab es nächtliche Besuche russischer Soldaten wegen „Frau“. Einmal wurde in die Stube auf den Großauer geschossen, weil er nicht öffnete. Meine Mutter konnte sich mit ihnen verständigen, weil sie Tschechisch von ihrer Mutter her konnte. Aber auch sie musste flüchten - zum Dachboden hinaus.

Konkret sind mir einige Vergewaltigungen bekannt, mit und ohne Folgen. Die Frauen leben noch, doch ich möchte keine Namen nennen. Diese Frauen wurden vom

Kommandanten der Truppe gegenüber gestellt, aber für die Frauen waren alle „glatzerte Mongolen“ - also ein Wiedererkennen unmöglich.

In dieser Zeit kam es zu einer Typhusepidemie. Der Gemeindefarzt Dr. Skedl führte massenhaft Impfungen durch. Er war in einem derart übermüdeten Zustand, dass bei mir die Impfnadel aufs Brustbein kam und sich verbog.

Der Schulbeginn 1945/46 fand etwas verspätet statt. Auf dem Schulweg sind wir Kinder gelegentlich auf einem Panjewagerl der Russen mitgefahren. Wir sind hinten aufgesprungen und wurden entweder geduldet oder auch weggejagt. Radios, Uhren und Fahrräder sind so gut wie restlos weggekommen. Für einen Mann, der von seinem Rad absitzen musste, war es einmal gefährlich: Der Russe, der sein Rad genommen hatte, konnte das Radfahren zu wenig und fiel um. Er meinte daraufhin, der rechtmäßige Fahrradbesitzer sei ein Saboteur!

In den Ferien arbeitete ich ganztags für mein Essen und ein paar Eier oder Äpfel. Ich war damals zwölf. Es gab allgemein wenig zu essen für uns. So tauschte meine Mutter schöne Unterwäsche und Wertsachen gegen Lebensmittel ein.

Ich musste dann zur Aufnahmeprüfung nach Wien. Die Fahrt mit dem „Graser-LKW“ gestaltete sich abenteuerlich...

1947 gab es in Wien Erbsen mit „Schalenwild“ (mit Käfern). Am interessantesten war der magere Wochenaufruf für Lebensmittel. Oft brach der Lastenverteiler zusammen. Die Straßenbahnen standen dann still und es gab auch keinen Strom in den Wohnungen. Im Haushalt kam deshalb das „Kochkistl“ zum Einsatz.

### **Anna PFEFFER, geb. 1922 in St. Leonhard am Forst (NÖ)**

Ich arbeitete in Lunz als Briefträgerin. Als wir hörten, dass die Russen kommen, wollten einige Postlerinnen in den Westen flüchten. Auch unsere Chefin, Frau Jarosch. Zum Glück erwartete ihre Schwester, Frau Hohenwarter, ein Baby und war knapp vor der Entbindung. Es wurde nichts aus der Flucht.

*Die ganze Besetzung ging bei uns ziemlich problemlos vorüber. Im Gasthaus Weinzettel war die Kommandantur. Wir wohnten in der Nähe und im gleichen Haus Herr Kopp. Er konnte russisch und wurde immer als Dolmetscher geholt.*

Die ganze Besetzungszeit ging bei uns ziemlich problemlos vorüber. Im Gasthaus Weinzettel war die Kommandantur. Wir wohnten in der Nähe und im gleichen Haus Herr Kopp. Er konnte Russisch und wurde immer als Dolmetscher geholt. Aus diesen Gründen war das Lüftleck von Übergriffen verschont.

Einmal, als sehr viele Russen in Lunz waren, mussten auch wir einen Offizier beherbergen. Er schlief im Zimmer meiner Eltern. Wir mussten zu viert im anderen Zimmer schlafen. Der Oberleutnant brachte häufig Kollegen mit, und meine Mutter musste für sie kochen. Die notwendigen Lebensmittel brachten sie mit. Die Männer aßen nur das Allerbeste, und auch wir bekamen etwas davon ab. Es tat uns jedoch

das Herz weh, weil uns die Leute, denen sie die Sachen weggenommen hatten, leid taten.

Allmählich kamen die männlichen Postler aus der Gefangenschaft heim. Die Arbeit wurde leichter für uns Frauen, weil nun sie wieder die Touren in entlegene Gebiete übernahmen. Wir stellten die Post wieder nur entlang von Straßen zu.

Meine Familie und ich waren froh, als sich das Leben normalisierte. Und wir waren dankbar, dass wir so glimpflich davongekommen waren.

### **Antonia REINGRUBER, geb. 1920 in Göstling an der Ybbs (NÖ)**

Es war der Christi-Himmelfahrts-Tag des Jahres 1945, etwa 19 Uhr 45, als die ersten Russen über Pfaffenschlag zu uns nach Holzapfel kamen. Die SS, welche uns in der Nacht verlassen hatte, hatte einen beschädigten Lastwagen stehen lassen. Den schauten die Russen gleich an. Da man damit nicht mehr fahren konnte, „besorgten“ sie sich Fahrräder. Wir hatten unsere Räder in einem Bergwerkstollen versteckt, so konnten sie diese nicht finden. Doch anderswo hatten sie Glück, auch Uhren und Schmuck waren ihnen recht. Jene russischen Soldaten, die auf Raubzüge aus waren, waren meistens betrunken und sehr brutal.

Meine Schwägerin und ich waren damals 25 Jahre alt. Und weil sie auch Frauen nicht schonten, liefen wir immer in den Wald, wenn Russen kamen. Ich hatte zwei Kinder (3 und 1 Jahre alt), die ließ ich dann bei der Schwiegermutter.

Wenn die Russen Lebensmittel stehlen wollten (besonders Zucker, Mehl oder Grieß), dann sagte die Mutter immer, das gehöre für die Kinder. Dann gaben sie die Waren wieder zurück, denn die Russen hatten Kinder sehr gern.

Es war einmal in der Nacht, als es ganz energisch an der Haustür klopfte und nicht aufhörte. Meine Schwägerin und ich flüchteten auf den Dachboden in eine Seitenkammer. Zu meinem Mann sagten die Männer: „Wo Frau, wo Mädchen?“, weil sie die benutzten Betten sahen. Dann hängten sie ihre Pferde an einen Baum und legten sich in das Bett meiner Schwägerin. Um 5 Uhr früh ritten sie wieder fort. Nach einem Monat bezogen 120 Soldaten, 30 Offiziere und 20 Pferde bei uns Quartier. Für uns war es dann besser, denn wir Frauen brauchten uns nicht mehr zu fürchten.



### **DI Adalberta RUTTNER, geb. 1926 in Deutsch Knönitz bei Mißlitz (Mähren)**

Um zu verstehen, wie es zur Austreibung von 2,8 Millionen Menschen aus der Tschechoslowakei im Jahre 1945 kommen konnte, muss man wissen, dass die rein deutsch besiedelten Grenzgebiete von Böhmen und Mähren entgegen dem Selbstbestimmungsrecht der Völker im Jahre 1918 dem damals neugegründeten Staat Tschechoslowakei zugeschlagen worden waren. Vergeblich bemühten sich die Minderheiten um Gleichberechtigung im Staate und so kam es, dass jede Minderheit sich von diesem Staat loslösen wollte; die Slowaken wollten einen eigenen Staat, die Ungarn wollten zu Ungarn und die Deutschen, die etwa ein Viertel der Bevölkerung ausmachten, wollten zu Österreich oder zu Deutschland, je nachdem, wo sie angrenzten. Das war der Grund, weshalb die Sudetendeutschen mehrheitlich den Anschluss an Deutschland im März 1939 freudig begrüßten.

Nach Kriegsende wurde mit Billigung der Welt (Potsdamer Abkommen) neben ca. 11 Millionen Deutschen aus Polen, Russland und dem Baltikum auch die Sudetendeutschen aus ihrer Heimat vertrieben.

Meine Mutter hatte die Katastrophe schon kommen gesehen und so beschlossen wir, uns einem Treck von südmährischen Gutsbesitzern anzuschließen, welche bereits mit dem Zurückweichen der deutschen Wehrmacht die Heimat verließen. Dies war unser Glück, denn sonst wären wir zu Fuß ausgetrieben worden, falls wir überhaupt überlebt hätten. So aber konnten wir mit Pferden und Wagen flüchten und Wertgegenstände und Lebensmittel mitführen. Ein besonderer Schatz waren 3 Säcke Zucker. Unsere Zuckerfabrik hatte bei Zurückweichen der Front an ihre Lieferanten allen Zucker abgegeben. Für uns war das lebenswichtig; wir konnten uns dafür Lebensmittel und vor allem Futter für die Pferde eintauschen, was wir für viel Geld nicht bekommen hätten.

Das Kriegsende erlebten wir im Böhmerwald. Wir waren weit genug nach Westen gefahren, um der Besatzung durch die Russen zu entgehen und "kamen zu den Amerikanern". Auch sie nahmen der Bevölkerung die Uhren ab, aber sonst gab es keine Uebergriffe. Als wir merkten, daß die deutschen Grenzgebiete wieder von tschechischer Gendarmerie besetzt wurden, brachen wir erneut zur Flucht auf. Für jeden Ortswechsel benötigte man damals einen Passierschein von der jeweiligen Besatzungsmacht und wir ließen uns einen solchen nach "Katzenbach" ausstellen. Das erwies sich als schlauer Trick: wir konnten kreuz und quer fahren, der Passierschein war immer in Ordnung, denn es gibt in Oesterreich kein Katzenbach.

Das Kriegsende erlebten wir im Böhmerwald. Wir waren weit genug nach Westen gefahren, um der Besatzung durch die Russen zu entgehen und „kamen zu den Amerikanern“. Auch sie nahmen der Bevölkerung die Uhren ab, aber sonst gab es keine Übergriffe. Als wir merkten, dass die deutschen Grenzgebiete wieder von tschechischer Gendarmerie besetzt wurde, brachen wir erneut zur Flucht auf. Für jeden Ortswechsel benötigte man damals einen Passierschein von der jeweiligen Besatzungsmacht und wir ließen uns einen solchen nach „Katzenbach“ ausstellen. Das erwies sich als schlauer Trick: wir konnten kreuz und quer fahren, der Passierschein war immer in Ordnung, denn es gibt in Österreich kein Katzenbach. Inzwischen gab es wieder eine Grenze nach Oberösterreich und wir fürchteten um unsere Wertgegenstände. So lernten wir erstmalig das Schmugglerwesen kennen, die Verstecke in den grenznahen Häusern und die prompte Lieferung zum vereinbarten Ort jenseits der Grenze.

In Österreich hatten wir Verwandte, die glücklicherweise für unsere Pferde Verwendung hatten. So konnten wir sie kostenlos einstellen und doch für unseren Bauernhof in Scheibbs behalten.

Wegen der Vergewaltigungen der Frauen in der russischen Zone wagten wir bis zum Herbst 1945 nicht nach Scheibbs zu fahren und verbrachten den ganzen Sommer in Oberösterreich bei einem Bauern als Landarbeiter für Kost und Quartier. Das Quartier war so klein, dass unsere 9 Teilmatratzen gerade noch nebeneinander liegen konnten. So konnten wir zu dritt (meine Mutter, ihre Schwester und ich) bei Nacht schlafen und bei Tag auf den gestapelten Matratzen sitzen.

Als im Herbst auch in der russischen Zone schon geordnete Verhältnisse herrschten, gelang der Zonenwechsel wieder mit Glück.

### **Alfred ZETTEL, geb. 1914 in Lunz am See (NÖ), gest. 1998**

1945 war ich in englischer Kriegsgefangenschaft. Meine Kameraden und ich hörten fleißig Nachrichten und erfuhren sogleich vom Ende des Krieges. Wir hörten auch, dass die Russen schon von Wieselburg Richtung Scheibbs im Vormarsch waren. Ich hatte große Angst um Daheim und dachte: Wenn die Russen uns das vergelten, wie die deutschen Soldaten in Russland vorgegangen sind, dann wird es unseren Leuten daheim schlecht ergehen.

In England ging es mir ganz gut. Wir hatten genug zu essen und waren in einem Lager einquartiert. Täglich fuhren wir zur Arbeit (Kanal- und Straßenbau). Mittags hatten wir Konserven mit, und der Koch kochte uns Kaffee. Abends und morgens hatten wir ausreichend zu essen im Lager.

Der schönste Augenblick war, als wir hörten, es geht im Juni 1946 in die Heimat!

### **Berta ZETTEL , geb. 1921 in Göstling an der Ybbs (NÖ)**

Er war ein warmer, sonniger Mai, der Mai 1945. Ich war noch daheim in Göstling, im Pernegg.

Man ahnte schon das Kriegsende. Es war eine schlimme Zeit. In den letzten Wochen kamen immer wieder österreichische Soldaten. Sie baten um etwas zu essen und ob sie nicht bis Kriegsende bei uns bleiben könnten. Aber das war zu gefährlich. Der Vater sagte: „Eine Nacht könnt ihr bleiben, dann müsst ihr wieder geh'n!“

Denn es waren ja lauter Deserteure, und wenn das aufgekommen wäre, hätten uns die Nazis alle erschossen.

Als der Krieg zu Ende war konnte bei uns keine rechte Freude aufkommen.  
Mein ältester Bruder Karl war vermisst.  
Und viele liebe Bekannte waren gefallen.

Als der Krieg zu Ende war, konnte bei uns keine rechte Freude aufkommen: Mein ältester Bruder Karl war vermisst. Und viele liebe Bekannte waren gefallen. Bruder Franz war kurz vor Kriegsende heim gekommen. Er war in Russland schwer verwundet worden und hatte 1 Jahr im Lazarett verbracht.

Pernegg liegt am Berg in 800 m Seehöhe. Es ging keine Straße hinauf, nur ein beschwerlicher Weg. Doch die russischen Soldaten hatten auch zu uns gefunden. Sie kamen mit Pferden auf deren Rücken oder mit einem Pferdegespann. Sie durchsuchten das Haus nach Waffen, sie räumten alle Kästen aus, mitgenommen haben sie aber nichts - Dank unseres Polen Peter. Er sagte. „Das gute Muada (Mutter), da nichts nehmen.“ Peter war vier Jahre zuvor als blasses Bürscherl zu uns gekommen und konnte kein Wort Deutsch. Doch er hatte bald unsere Sprache erlernt und die Arbeit auch. Er wurde ein kräftiger, fleißiger Junge. Ein anderer Pole war seinen Bauernleuten nicht so gut gesinnt. Er schwärzte sie bei den Russen an, und sie mussten für einige Zeit ihren Hof verlassen. Dort haben die Russen dann furchtbar gewütet. Die Bauernfamilie ist auch zu uns herauf gekommen. Auch Frauen mit Kindern und junge Mädchen, die schon von den Russen vergewaltigt worden waren, haben sich zu uns geflüchtet. Wir hatten das Haus voll, und die Jüngeren schliefen in der Scheune. Das war nicht immer lustig. Denn wenn wir ein Geräusch hörten oder Schüsse in der Nähe, hatten wir große Angst, die Russen könnten uns „einen Besuch abstatten“.

Trotz der Lebensmittelrationierung hatten wir genug zu essen. Wir bauten das Getreide noch selbst an, auch Kartoffeln, dazu hatten wir einen großen Kraut- und Gemüsegarten, und auch das Obst gedeiht gut in Pernegg. Wir hatten auch mehr als 20 Stück Vieh im Stall und einige Schweine. Natürlich gab es genug Arbeit - aber die half auch über die schwierige Zeit hinweg.

### **Maria ZULEHNER, geb. 1911 in Lunz am See (NÖ), gest. 2005**

Meine erste Begegnung mit den Russen war, als ich einkaufen ging. Da kamen die Russen per Rad von Richtung Bodingbach, stiegen neben mir bei den Häusern durch die Fenster, da die Türen verschlossen waren. Ich zog mir die Ohrringe aus, kam nach Lunz - da waren die Geschäfte alle geschlossen. Ich machte mich mit Frau Helmelt vom Klein-Wintersbach auf den Heimweg. Beim Kino kamen uns schon die Russen mit Pferd und Wagen entgegen. Beim Hauser-Schmied zertraten sie Frau Hudl und Frau Mucha in die Schmiede - passiert ist ihnen Gott sei Dank nichts. Wir gingen nur bis zum Halbertschlager Gartenhaus, da kein Weiterkommen war. Auf einem Leiterwagen war Herr Pfeiller samt Motorrad. Zu den Pferden vom Bäcker Schwaighofer und vom Rotlehen waren schon die Russenpferde gespannt. Von dort bin ich glücklich nach Hause gekommen.

Nun begannen die täglichen Einbrüche in das Bienenhaus. Um Mitternacht kamen sie mit Pferd und Wagen, stahlen ein Kalb und eine Ziege und aus dem Keller Esswaren. Meinen Mann nahmen sie zum Nachbarn mit, um diese zu wecken. Die Frau im Bett bekam einen Schüttelfrost vor Angst. Da sagte einer, wir Frauen müssten keine Angst haben, mein Mann und der Nachbar mussten bis zur Straße an der Heigl-Brücke mit. Dort ließen sie unsere Männer mit einigen Gewehrkolbenschlägen laufen.

Als im Holzapfel und im Pramelreith viele Russen einquartiert waren, schliefen meine Mutter und ich mit dem kleinen Kind 8 Tage im Pfarrhof. Und eine Nacht war ich im Wald, sonst in einem Versteck unter dem Dach.

Beim Einkaufengehen entdeckte ich einen angeschossenen Schäferhund im Wald, der jammerte fürchterlich. Das erzählte ich Frau Hafner. Sie wusste, dass er ins Klein-Wintersbach gehört. Mit einem Korb haben wir ihn heim getragen und den Tierarzt von Gaming angerufen. Leider war der Hund nicht zu retten, da er einen Herzschuss hatte. Bei uns kam eines Tages die Katze mit einem abgeschossenen Haxerl nach Hause. Wir haben sie mit ihren drei Haxerln noch lange gehabt.

Auf der Straße nach Lunz begegnete ich Frau Latschbacher, Wirtin in Bodingbach, mit blau zerschlagenem Gesicht. Weinend ging sie zum Arzt und sagte mir, dass sie vergewaltigt worden war. Da muss ich Gott danken, dass mir das nicht passiert ist. Die Jugend von heute kann das, was wir erlebt haben, wahrscheinlich nicht verstehen: mit Ängsten zu leben. Ich wünsche niemandem, das zu erleben! Gott gebe, dass unsere Kinder und Enkel keine Kriegszeit erleben müssen!

*Gebt Gott daß unsere Kinder u. Enkel keine  
Kriegszeit erleben müssen!*  
*Maria Zulehner*

Verantwortlich: Frida Ritzinger [frida.ritzinger@direkt.at](mailto:frida.ritzinger@direkt.at)  
Dr. Herbert Krückerl [h.krueckel@direkt.at](mailto:h.krueckel@direkt.at)